

## Edith Lax und ihre Tochter Ruth: Von Stuttgart-Süd nach Riga »umgesiedelt« in den Tod



Am frühen Vormittag des 1. Dezember 1941, einem Montag, fährt ein Personenzug von einem Abstellgleis des Güterbahnhofs hinter dem Stuttgarter Nordbahnhof – nahe der Martinskirche – ab. An die altmodischen Abteilwagen der Deutschen Reichsbahn sind ein paar Güterwagen angehängt. In den verschlossenen, trotz der Winterkälte unbeheizten Abteilen sitzen, eng aneinander gepresst, 1013 jüdische Männer, Frauen und Kinder. Wohin die Fahrt geht und wie lange sie dauern wird, wissen die Menschen nicht: Man hat ihnen nur mitgeteilt, dass sie »nach dem Osten evakuiert«, »umgesiedelt« werden. Auch die 36-jährige Edith Lax und ihr fünfjähriges Töchterchen Ruth haben das ungewisse Schicksal vor Augen. Was sie aber am meisten bedrückt ist, dass der Ehemann und Vater, Arthur Lax, nicht neben ihnen sitzt. Er ist weit weg, in Amerika, in Chicago. Dorthin, wo schon ein Bruder von ihm lebt, ist er im Dezember 1938 ausgewandert, nachdem ihm im Jahr vorher seine gut bezahlte Stelle als Handelsvertreter einer großen Schuhfabrik »aus rassischen Gründen« gekündigt worden ist. Lax will in den USA eine neue Existenz aufbauen und, wenn er wieder gut verdient, Frau und Tochter nachkommen lassen. Aber offenbar ist es nicht einfach, dieses hoch gesteckte Ziel zu erreichen: Muss er sich doch zunächst ein bescheidenes Einkommen verschaffen, indem er mit einem Koffer voller Bürsten hausieren geht.

So vergehen die Jahre 1939, 1940 und fast das ganze Jahr 1941, ohne dass die ersehnten Visa in der Tulpenstraße 14 eintreffen, wo die Familie Lax

1937 eingezogen ist. Die Hoffnung auf eine gemeinsame bessere Zukunft in Amerika schrumpft von Tag zu Tag, und sie wird völlig zunichte, als Edith Lax im Oktober 1941 hört, dass keine Auswanderungen mehr genehmigt werden. Inzwischen hat sie die Wohnung in der Tulpenstraße aufgegeben und in ein noch in jüdischem Besitz befindliches Haus in der Koppenalstraße 3 umziehen müssen. Hier haben früher fünf Mietparteien gewohnt, zuletzt jedoch zehn, davon sieben jüdische. Am 20. November erhält Edith Lax Post, ein Rundschreiben der Israelitischen Kultusvereinigung Württemberg, das an mehr als 1000 jüdische Personen unter 65 Jahre im Land – bei den Nationalsozialisten »Gau« – Württemberg gerichtet ist. Gleich die ersten Sätze lassen keinen Zweifel daran, dass nun für die schon seit vielen Jahren rechtlosen und auf immer neue Weise gepeinigten Empfänger ein neuer Abschnitt ihres Leidensweges beginnt, dass sie aus der vertrauten Umgebung, aus ihrer Heimat, aus ihren Bindungen an Verwandte und Bekannte brutal herausgerissen werden. Das Schreiben, abgedruckt bei Paul Sauer, Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg, beginnt so: »Betr. Evakuierung. Auf Anordnung der Geheimen Staatspolizei, Staatspolizeileitstelle Stuttgart, haben wir Sie davon zu verständigen, dass Sie und Ihre oben bezeichneten Kinder zu einem Evakuierungstransport nach dem Osten eingeteilt worden sind. Gleichzeitig werden Sie hiermit verpflichtet, sich mit ihren oben genannten zum Transport eingeteilten Kindern ab Mittwoch, den 26. 11. 1941, in Ihrer jetzigen Unterkunft bereitzuhalten und diese ohne besondere Erlaubnis der Behörde auch nicht vorübergehend zu verlassen.«

Stadtverwaltung und Gestapo haben eine Halle auf dem Killesberggelände, die zur Reichsgartenschau 1939 errichtet worden ist, als Sammelort bestimmt. In den letzten Novembertagen treffen hier, mit der Straßenbahn und mit Lastwagen, jüdische Menschen ein, 338 direkt aus Stuttgart, die übrigen aus über 60 Orten in ganz Württemberg, vom Tauberland bis ins Allgäu. 43 der Ankömmlinge sind zehn Jahre alt und jünger. Das heute beim Stadtarchiv Stuttgart verwahrte Fragment eines Films, im Auftrag der Stadt Stuttgart auf dem Gelände des Sammellagers gedreht, gibt einen Eindruck von der gedrückten Stimmung ängstlich-scheuer Menschen, von kommandierter Geschäftigkeit, von der scheinbar guten Versorgung. Was der Film nicht zeigt: dass die Menschen auf dem bloßen Steinboden schlafen müssen, mit einem Gepäckstück unter dem Kopf, weil die genehmigten Matratzen – eine für zwei Personen – bereits verladen sind.

In der Nacht vom 30. November zum 1. Dezember 1941, ein paar Stunden nach Mitternacht, beginnt der Abtransport der Menschen. Die schweren Koffer und die Matratzen sind schon früher mit Last- und Möbelwagen zum Nordbahnhof befördert worden. Einige der wenigen Überlebenden haben sich erinnert, dass die Männer, Frauen und Kinder ebenfalls mit Lastautos

gefahren sind, jedoch hält es Hannelore Marx, Verfasserin der im Jahr 2005 erschienenen Autobiografie »Stuttgart – Riga – New York«, wie sie sich bei einem Gespräch in Rexingen erinnerte, durchaus für möglich, dass ein Teil der – über 1000! – Menschen den Weg zum Zug zu Fuß, vorbei an der St.-Georgs-Kirche durch den Pragfriedhof und vorbei an der Martinskirche zurückgelegt hat.

Die Fahrt in den kalten, mit Menschen und Gepäck überfüllten Wagen – die Toiletten eingefroren, etwas frisches Wasser nur wenn der Zug anhält – dauert drei Tage und drei Nächte. Noch glimmt bei einem Teil der Deportierten ein Hoffnungsfünke. Sie klammern sich an die Tatsache, dass die Gestapo der Israelitischen Kultusvereinigung empfohlen hat, die Juden sollen Bauhandwerkszeug, Schaufeln, Spaten, Sägen, Eimer, Werkzeugkasten, Gartengerät, Öfen mit Ofenrohren, Kochkessel, Küchengerät und Nähmaschinen mitnehmen. Was die Menschen allerdings nicht wissen: Im amtlichen Schreiben an die Landräte und Polizeidirektoren deutet die Gestapo an, was die Juden in Wirklichkeit zu erwarten haben: »Weil in dem Siedlungsgebiet zur Errichtung eines Gettos nicht das geringste Material sowohl zum Ausbau als [auch] zur Lebenserhaltung selbst vorhanden ist ...« Hier zeigt sich, dass das Gerede von der »Umsiedlung« und »Ansiedlung« und die Erlaubnis, die genannten Gegenstände mitnehmen zu dürfen, ein gemeines Täuschungsmanöver darstellen, um vom eigentlichen Ziel, der »Endlösung«, der von Hitler am 30. Januar 1939 bei einer Reichstagsrede verkündeten »Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa«, abzulenken.

Ob Frau Lax zu den zunächst noch hoffnungsvollen Menschen zu zählen ist, oder aber zu denen, die gerüchteweise von Massenerschießungen von Juden in Polen und Russland gehört haben und deshalb von banger Ahnung erfüllt sind? Was sie alle nicht wissen: Dieser Zug mit 1013 württem-



Koffer von Ruth Lax bei der Gepäckverladung auf dem Sammellager Killesberg

bergischen Juden ist der vierte von 32 Zügen, die vom November 1941 an insgesamt 30 000 Juden aus Deutschland nach Riga und Umgebung transportieren, von denen 29 000 diese »Umsiedlung« nicht überleben. Und was die Menschen im Stuttgarter Zug auch nicht wissen: dass am 30. November, einen Tag vor der Abfahrt, ein Zug mit 1056 jüdischen Männern, Frauen und Kindern aus Berlin in Riga nicht an einem Bahnhof gehalten hat, sondern an einem Wald, wo sämtliche Insassen vom Zug weg in einem stundenlangen Massaker erschossen wurden.

Die Juden aus Württemberg bleiben vorerst am Leben. Der Zug hält an einem Güterbahnhof am Rand von Riga. Unter Gebrüll und Schlägen lettischer Hilfspolizisten, die zu diesem Zeitpunkt schon tausende lettischer Juden erschossen haben, werden die Menschen aus den Wagen gezerrt, ohne Rücksicht darauf, dass kein Bahnsteig vorhanden ist. Diese Behandlung und der Zustand des Lagers, das die Geplagten nach einem beschwerlichen Fußmarsch erreichen, zeigt ihnen mit erschreckender Deutlichkeit, welch grausames Schicksal sie erwartet, und dass es keine Hoffnung gibt auf einigermaßen humane Lebensbedingungen in neu aufzubauenden Siedlungen. Das ehemalige landwirtschaftliche Gut Jungfernhof, zu dem die Menschen getrieben werden, befindet sich in einem desolaten Zustand: Die Scheunen und Ställe sind teilweise baufällig, die Dächer undicht, Fenster ohne Glas, nirgends eine Heizung, und das bei Temperaturen unter minus 30 Grad Celsius. Die Holzpritschen sind so eng aufeinander befestigt, dass man auf ihnen nur liegen, aber nicht sitzen kann. Sie gleichen mehr Regalen als Betten. Die beißende Kälte, der quälende Hunger und die grassierenden Krankheiten machen die Menschen immer apathischer. »Sie starben wie die Fliegen«, berichtet Harry Kahn, einer der 43 Überlebenden, in dem Buch »Die Schicksale der jüdischen Bürger« von Paul Sauer.

Doch den SS-Befehlshabern geht das Sterben nicht schnell genug. Immer wieder finden Massenerschießungen statt, so genannte »Sonderaktionen«. Dann hallen die Wälder um Riga stundenlang wider vom Knattern der Gewehre und Hämmern der Maschinengewehre. Einer solchen »Sonderaktion« fallen auch Edith Lax und ihr Töchterchen zum Opfer. Am 26. März 1942 fahren Lastwagen und Omnibusse am Lager vor. Sie sollen angeblich besonders Alte und Frauen mit Kindern in eine Konservenfabrik bei Dünamünde bringen, wo bessere Unterkunfts- und Arbeitsbedingungen bestünden. Aber die Fahrzeuge biegen schon bald von der Straße ab zum Wald von Bikernieki, einem Vorort von Riga. Die Menschen müssen aussteigen, die Oberbekleidung ausziehen, sich in Gruppen dorthin treiben lassen, wo ununterbrochen geschossen wird. Dann stehen sie am Rand einer langen, schon mit Leichen gefüllten Grube, dann fallen die Schüsse, ins Genick oder einfach Salve um Salve. Unter den mindestens 1500 Toten dieses Tages sind auch die kleine Ruth und ihre Mutter.

Die Todesschützen kennen wir nicht. Vielleicht waren es Einheimische, einige der über 100 000 Letten, die als Hilfspolizei in deutschen Diensten standen, oder ein Deutscher, Angehöriger eines SS-Polizeibataillons. Sie waren in den besetzten Ostgebieten unterwegs, von einer Massenerschießung zur andern. Was waren das für Männer? Der Historiker Christopher Browning zitiert in seinem Buch »Ganz normale Männer« die Aussage eines Friedrich M. vom Polizeibataillon 101, die dieser bei einem Prozess vor einem Hamburger Gericht 1962 gemacht hat: »Ich habe mich bemüht, nur Kinder zu erschießen. Es ging so vor sich, dass die Mütter die Kinder bei sich an der Hand führten. Mein Nachbar erschoss dann die Mutter und ich das dazugehörige Kind, weil ich mir ... sagte, dass das Kind ohne seine Mutter doch nicht mehr leben konnte. Es sollte gewissermaßen eine Gewissensberuhigung für mich selbst sein, die ohne ihre Mutter nicht mehr lebensfähigen Kinder zu erlösen.«

*Franz Schönleber*